Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **31 (1949)**

Heft 37

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 16. September 1949 | Erscheint jeden Freitag | 31. Jahrgang Nr. 37

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Warum feiern wir noch Bettag?

Es kommt vor, daß bestimmte Einrichtungen, die einmal eine große Bedeutung hatten, allmählich ihren Inhalt verlieren und nur noch aus einer gewissen Tradition heraus aufrecht erhalten werden. Sie stammen aus einer andern Zeit und machen in der Gegenwart vielleicht einen etwas antiquierten Eindruck. Könnte das nicht auch beim Bettag der Fall sein? Er war gewiß einmal tief verankert im Volksbewußtsein und wurde sehr ernst genommen. Aber wie steht es heute? Warum feiern wir eigentlich heute noch den Bettag? Es scheint mir dringlich zu sein, sich diese Frage ganz ernstlich zu stellen. Vielleicht ist auch er zur bloßen Form und Tradition herabgesunken und hat seinen Inhalt für die Gegenwart verloren. Es könnte sein, daß der Bettag irgendwie in der Luft steht und keinen Boden mehr unter den Füßen hat, nicht mehr im Volksbewußtsein verankert ist. Wenn man z. B. die Debatte über den sog. Zweckparagraphen zum neuen Schulgesetz im Zürcher Kantonsrat verfolgte, muß man sich wirklich fragen, ist bei einer solchen Mentalität noch der geistige Boden für einen wirklichen eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettag vorhanden! Wenn man als staatliche Gemeinschaft im konkreten Fall einer neuen Schulgesetzgebung sich ängstlich vor einer religiösen, bewußt christlichen Haltung hütet, hat es dann noch einen Sinn Bettag zu feiern? Machen wir uns da nicht etwas vor, das in Wirklichkeit verschwunden ist?

Wir dürfen uns wohl keinem Zweifel darüber hingeben, daß für große Teile unseres Volkes der Bettag seine Bedeutung verloren hat. Er ist für sie ein Sonntag wie andere Sonntage, hat keinen besonderen Inhalt. Sie könnten deshalb sehr gut auf ihn verzichten und würden ihn nicht missen, wenn er nicht vorhanden wäre. Sie empfinden die besonderen Einschränkungen an Vergnügungsanlässen und sonstigen Veranstaltungen an diesem Tage als einen antiquierten Bestandteil unserer Gesetzgebung, als ein Hemmnis, das man so bald als möglich abschaffen sollte. Sie lehnen es ab, daß christliches Bekenntnis und evangelische Lebenshaltung mehr sei als eine höchst private Angelegenheit, die jedes mit sich selber auszumachen habe. Wenn man darauf achten wollte, müßte man wirklich daran denken, diesem unehrlichen Zustand einer Bettagsfeier, die nur noch eine formale Geltung hat, ein Ende zu bereiten.

Allein, wir spüren es doch deutlich genug, daß dies eine Unmöglichkeit wäre. Wir feiern den Bettag trotz allem noch zu Recht. Wir haben ihn noch immer sehr nötig. Er hat auch für unser Volk und unsere Zeit eine Verheißung. Er ist immer noch ein dringlicher Wegweiser, der unser Volk in die Höhe weist und zugleich in die Tiefe. Es liegt an uns, diesen Wegweiser zu beachten oder eben nicht zu beachten. Daß da gerade auch der Frau, der gesamten Frauenwelt, eine große Verantwortung auferlegt ist, kann kaum bestritten werden. Wenn die Männer es nicht mehr wissen, was uns der Bettag bedeutet, dann müssen es die Frauen wissen und den Männern auch hier zur mahnenden und beharrlich-treuen Gehilfin werden.

Aber warum feiern wir denn trotz allem noch den Bettag, trotz unserer modernen Lebenshaltung? Darauf wollen wir eine vierfache Antwort geben. Vielleicht vermag dann jede Leserin aus ihrem Erleben heraus das und jenes noch dazu zu ergänzen. Meine Antwort möchte nur zu einem tieferen und selbständigen Nachdenken anregen.

Einmal möchte ich hervorheben, daß der eidgenössische Bettag uns aus einer bloß privaten, selbstsüchtigen Frömmigkeit herausruft. Der verhängnisvolle Satz: „Religion ist Privatsache" wird durch den Bettag im Grunde aufgehoben. Wir feiern Bettag, weil wir auch als Volk, als staatliche Gemeinschaft, als wirtschaftliche Einheit, als Volksgemeinschaft unter der Herrschaft des lebendigen Gottes stehen und dem Schöpfer gegenüber verantwortlich sind. Es gibt nicht nur eine persönliche, private Verantwortung, es gibt auch eine allgemeine, gemeinschaftliche Verantwortung. Wie wir als einzelne Gott angehören und auf Christus zu hören und seinem Evangelium zu gehorchen haben, so auch als Volk. Wir feiern den Bettag, weil wir auch als Volk nicht sozusagen in der Luft stehen können, sondern einen festen Boden unter den Füßen haben müssen. Dieser Boden ist das Evangelium Jesu Christi. Eine wahre Volkgemeinschaft ist nur möglich auf dem Grunde der Gottesgemeinschaft und im Gehorsam gegen unsern Herrn Jesus Christus. Wo das in einem Volk verloren geht, wo diese tiefe Verankerung in der Herrschaft Gottes und seines Sohnes fehlt, da ist dem Zerfall eines Volkes Tür und Tor geöffnet. Darum dürfen wir gerade in der heutigen Zeit, wo diese Gefahr besonders groß ist, nicht auf das verzichten, was im Bettag offenbar wird. Wir müssen erst recht und mit neuem Ernst Bettag feiern.

Wir feiern noch Bettag, weil wir alle Ursache zu großem Dank haben. Wer hätte nicht zu danken und zwar dem Schöpfer und Geber aller guten Gaben! Haben wir nicht als Volk zu danken für wunderbare Bewahrung, für herrlichen Segen der Arbeit, für Schönheit und Freude des Lebens, für Hilfe und Kraft in Mühen und Kämpfen für Rettung und Heilung in Drangsal und Nöten. Es ist doch einfach immer wieder neu ein Wunder, wie nicht nur über dem einzelnen Menschen, sondern auch über dem ganzen Land und Volk die segnende Hand des Allmächtigen waltet. Auch unser Volk darf täglich unter Gottes Führung stehen und selbst in großen Wirrnissen das Licht göttlicher Barmherzigkeit erfahren. Dafür zu danken, muß uns ein dringendes Anliegen sein. Wer sich davon dispensiert als Einzelner oder als Volk, weil ihm alles selbstverständlich ist, verschließt sich die Quelle des Segens und zerbricht schließlich an innerer Armut und Lebensleere. Nur ein dankendes Volk hat eine Verheißung. Das Danken verbindet mit Gott. Der Dank, der aus der Tiefe ernster Besinnung steigt, führt uns zu Christus und öffnet uns das Verständnis für die ewigen Wahrheiten des Reiches Gottes. Hier haben wohl gerade die Frauen unseres Volkes eine besondere Aufgabe: Ihr Danken ist eine große Macht und von weitreichender Bedeutung, eine stille Kraft im Volke, die durch keine politische Entrechtung des weiblichen Geschlechtes aufgehoben werden kann und dieser in positiver Weise schließlich ein Ende bereiten wird.

Aber wir haben es auch noch aus einem andern Grunde nötig, Bettag zu feiern: „Tut Buße" ist der Ruf, der auch an unser Volk und jedes Glied des Volkes ergeht. Buße haben wir nötig, d. h. aber Umkehr, neue Hinwendung zu Gott. Wir haben Gott und seine Ordnung weitgehend verlassen und treiben allerhand Götzendienst, jagen irgendwelchen Idolen nach. Wir sind da keineswegs besser als irgend ein anderes Volk. Es ist erschreckend, welche Herrschaft der Mammonismus in allen Schichten der Bevölkerung, aber ebenso sehr auch in der Gesamthaltung des Volkes und seiner Führung spielt. Die rein geldlichen Gesichtspunkte geben überall den Ausschlag. Oder machen wir uns ganz aufrichtig klar, in welchen Vergnügungstaumel sich große Massen des Volkes stürzen, wie sehr der oft fragwürdige Genuß das einzige Verlangen der Menschen ist. Verbrechen und Verantwortungslosigkeit haben einen erschreckenden Umfang angenommen. Wie verheerend die Verwirrung und Auflösung in den geschlechtlichen Beziehungen der Menschen geworden ist, wird offenbar an den vielen zerbrochenen Ehen und dem verwüsteten Jugendglück hoffnungsfreudiger Burschen und Mädchen. Schuld und Sünde lastet auch auf unserem Volk. Es wäre verhängnisvoll, dies nicht sehen zu wollen, die Augen davor zu schließen und von allerlei beruhigenden Einbildungen zu leben. Da hilft nur die Buße, die ernste Einsicht und Umkehr. Das hört unser Volk freilich im ganzen nicht gern. Man will nichts davon wissen. Es erscheint zu hart; es ist zu unbequem. Und doch wäre dies der erste Schritt zur Besserung der Lage, zu neuer Hoffnung, zur Erlösung. Wir kommen nicht darum herum. Wir müssen da hindurch gehen, ob wir wollen oder nicht. Vielleicht müssen wir noch sehr tief hinuntersteigen in diese demütige Buße, bis wir wieder jenes Licht sehen, das uns aufatmen und froh sein läßt. Je mehr wir uns gegen diese demütige Umkehr wehren, desto tiefer werden wir auch als Volk noch hineingeführt in den Zustand des Zerfalls und der Hoffnungslosigkeit. Darum möge uns der kommende Sonntag zu ernster Einkehr und wirklicher Buße führen, die den Weg frei macht zu wahrer Erneuerung des Volkes und unserer ganzen staatlichen Situation.

Dazu kommt ein Letztes: Das Beten! Zur Buße gelangen wir erst durch das Gebet. Auch das Danken offenbart sich im Beten. Darum ist es vor allem der Bettag. Das Beten ist eine Grundfunktion des von Gott ergriffenen Menschen und des Volkes, das sich nach Gott und seinem Sohne, Jesus Christus richtet. Aber gerade das ist die große Not unserer Zeit, daß wir vielfach nicht mehr beten können und wollen oder falsch und mechanisch beten, ohne je etwas davon zu erwarten. Der Ruf, wieder ein betendes Volk zu werden, ist darum dringlich und unüberhörbar. Hier ist die Quelle, der tiefste Grund, für ein Gesunden an Leib und Seele. Ja, auch die Seele und der Leib des Volkes muß gesunden, wenn nicht die Nacht des Grauens uns in die Tiefe reißen soll. Im Gebet müssen wir Gottes Hand ergreifen und uns unter seine Führung stellen. Wie sollten wir Vergebung empfangen für die Schuld, die auch unser Volk belastet, ohne mit tiefem Ernst zu beten: Vergib uns unsere Schuld! Wie sollten wir in den gefahrvollen Zeiten, wo alles so ganz und gar unsicher geworden ist, unsere ökonomische Existenz gesichert wissen, wenn wir nicht beten könnten: Gib uns unser tägliches Brot! Wie sollten wir bewahrt werden vor dem Uebel und Elend, wenn wir nicht um Erlösung durch Gottes heilige Liebe flehen dürften! Und vor allem, wie soll Gottes Reich kommen, sein Wille geschehen, sein Name geheiligt werden, wenn wir nicht darum bitten, die Hände darnach ausstrecken! Zum Beten aber braucht es Stille und Sammlung. Aber es braucht auch Ernst und rücksichtslose Auslieferung an Gott und sein Reich. Unser Volk muß sich Gott ausliefern, sich ihm preisgeben. Es gilt, mit des himmlischen Vaters Wirklichkeit zu rechnen und seinem heiligen Walten zu vertrauen. „Betet, freie Schweizer, betet" muß uns zum dringendsten Anliegen werden. Darum, auch wenn noch vieles fehlt, feiern wir Bettag und können im Grunde nicht von ihm lassen, nicht nur am nächsten Sonntag, sondern alle Sonntage und jeden Tag von früh bis spät. „Betet ohne Unterlaß", sagte der Apostel.

Möge dieser stille Feiertag seinen Segen ausbreiten über unsere Heimat und über das ganze Volk! Möge ihm eine siegende Kraft entsteigen, die allem Uebel und aller Not ein Ende bereitet und auch aus dieser Gegenwarts-Wirrnis wieder herausführt, aus der Tiefe in die Höhe, aus dem Dunkel ins Licht. Wir feiern noch immer Bettag, weil wir des Rufes unseres Gottes auch als Volk gewärtig sein wollen und nur so den Sinn unseres Daseins gewinnen.

St. Martig

Zum Bettag

Alles oder nichts

Ja, du bist frei, mein Volk von Eisenketten,
Frei von der Hörigkeit alter Schande,
Kein Hochgeborner schmiedet dir die Bande,
Und wie du liegen willst, darfst du dich betten!

Doch nicht kann dies dich vor der Herrschaft retten,
Die ohne Grenzen schleicht von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf in weichem Lammsgewande,
Schafft sie zum Lehn sich all bewohnte Stätten.

Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden
Von ihres Dunstes tödlicher Umhüllung,
Nicht tapfer um der Seele Freiheit ringen:

So wird der Feind stets offne Tore finden,
All deinem Werke rauben die Erfüllung.
Und jede Knechtschaft endlich wiederbringen.

Gottfried Keller

Bettag

Ich bin vor einem Aehrenfeld
In Andacht still gestanden
Und merkte kaum, wie im Gebet
Sich meine Hände fanden.

Ich stand auf eines Berges Saum,
Sah rings mein Land im Segen,
Da hob mein Herz sich, Dankes voll.
Dem Schöpfer Gott entgegen.

Dann hielt mich eines Domes Raum
Zur Andacht still umfangen,
Als rings um mi' in Lied und Spiel
Viel Menschen innig sangen.

Ein Bitten war der Sänger Chor
Ein Loben und ein Danken,
Da wir vor Gottes Angesicht
Still in die Knie sanken.

Maria Dutli-Rutishauser.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten 4

Von Helene Böhlau.

Und an jenem Morgen, da war der Förster an seinem Platz, da sah er jeden, der gehorsam angeschlichen kam, um unter Napoleons Fenstern mitzubeln zu helfen. Wie waren sie alle verhungert, wie sahen sie alle aus; elende Jammerlappen!

Der Förster stand wie ein General und musterte seine Rekruten. Es waren ihrer nicht gar zu viele gekommen und die Versammelten waren greulich in der Klemme. — So unter Napoleons Fenstern stehen zu müssen zum Hochrufen, nach glücklich überstandener Plünderung und ausgehungert, erfroren, klappernd, übernächtig, nüchtern, das war ihnen schließlich auch zu dumm, und der stramme Förster vom Rödchen, dem aller Teufel nichts anhaben konnte und der sie sich so listig betrachtete, als dächte er: „Wer's Maul zuerst aufsperrt, der kriegt auch die Plätzerte zuerst!" — der bedrückte sie stärker als Napoleon, der hinter niedergelassenen Gardinen für die Weimaraner gewissermaßen nur ein Begriff war — und von einem bloßen Begriff haben sich die Weimaraner wie alle braven Deutschen ihr Lebtag keinen Begriff machen können. Es muß etwas Tatsächliches, Sichtbares, Hörbares, Fühlbares sein und darf hinter keiner Gardine stecken — dann —!

Der Förster riß das Maul hoch auf und lachte sie an und schlug in die Hände und gab so mit einemmal selbst das Zeichen zum Hochrufen — und das hätte eigentlich der Bäckermeister Schillig tun sollen. Jetzt waren sie ganz außer Fassung. Ein paar fingen wirklich ganz heiser und erbärmlich an zu rufen; aber es klang, als wenn ihnen der Magen knurrte und sie machten auch solche Gesichter dazu, als wären sie es gar nicht gewesen, und dann riefen noch ein paar wehleidig und jammervoll, als hätten sie Leibschmerzen und so heulten sie da unten in ihrer seelischen und leiblichen Not — und kein Mensch hätte es mit dem besten Willen für Hochrufen halten können, was man auch in einer solchen Stunde und in so erbärmlichem Zustand keinem Hund und selbst einem verschüchterten Deutschen nicht zumuten konnte.

„Herr mein Gott, daß der Kerl da oben von dem Gewinsel nichts gehört hat! Das verdienen die Lumpen wahrhaftig nicht," denkt der Förster. „Solch ein Volk! wenn ich Er wäre, mit der Hundspeische wollt' ich sie zusammenhauen!"

Und als der Förster der geplünderten Stadt den Rücken kehrt, fährt er in einem Karren einen armen Blessierten, der auf den bloßen kalten Fliesen der Stadtkirche mit hundert andern gelegen hatte, hinauf ins Rödchen. Und er hat ihn wohl ins Stroh gebettet und ist so vorsichtig mit ihm wie mit einem Wiegenkinde, weicht jedem Stein aus und zieht den Karren sorgsam und ängstlich, achtet auf die Wunde in der Schulter nicht, die ihm das Ziehen beschwerlich genug macht.

Und zu Hause angelangt, bettete er den armen Burschen, es ist ein Sachse, in sein eigenes Bett und holt die Frauensleute aus dem Versteck herbei und treibt sie an, zu tun, was sie tun könnten.

Er ist ungeplündert geblieben, der Förster; zu dem versteckten einsamen Haus ist niemand hingekommen. Aber leer will er nicht ausgehen — es sollen noch Blessierte herauf. In jedes Bett einen. Die Gesunden mögen schlafen, wo sie wollen. Die Försterin jammert darüber.

„Wenn Gott uns so augenscheinlich vor dem Kriegselend behütet hat, weshalb schleppst du sie herauf?"

„Daß die Weiber keine Ehre im Leibe haben — auch mein's nicht!" sagt der Förster düster und geht seiner Wege und fährt mit dem Karren wieder zur Stadt hinab. —

„Und deine Wunde!" jammert die Försterin ihm nach.

„Die ist der Bock noch lange nicht!" ruft er ihr gut gelaunt zu.

Und es geschah, wie der Förster gesagt hatte, in jedes Bett im Hause kam ein Blessierter, und die Weiber mußten die armen Burschen pflegen wie ihre Brüder, und das Försterhaus im Rödchen ist den armen Gesellen nach aller Not und allem Elend in der Erinnerung geblieben wie ein Paradies.

Das ungefähr waren zu jener Zeit die Leute im Rödchen.

Und wieder einmal müssen wir uns mit einem harten Winter abgeben, mit solch einem großen Schneewinter, der die Liebschaften weich einhüllt, so zart, so frisch, so glückselig, so weltverloren, der die Träume mit offenen Augen so ungestört, das Wandeln zwischen hohen Schneewällen so köstlich macht.

Gott weiß, was alles da geschah. Es war im Winter 1808, zwei Jahre nach der großen Plünderung. Oben im Rödchen steckten sie in der Schneewildnis, Weg und Steg verschneit. Die Post, die auf der Ettersburger Straße seit lange schon auf Schlittenkufen ging, war alle nasenlang festgefahren und konnte nicht eher weiterkommen, bis der Schneepflug aus Ettersburg oder aus Weimar, oder wenn das Malheur hinter dem Ettersberg geschah, aus Buttelstädt ihr zu Hilfe kam.

Doktor Ernst Züblin-Spiller †

In Kilchberg ist am 7. September ein Mann gestorben, dessen wir auch im Frauenblatt in Dankbarkeit gedenken möchten. Es ist der Gatte unserer lieben, unvergeßlichen Frau Dr. Else Züblin-Spiller, Herr Dr. med. Ernst Züblin. In der Trauerrede sagte der Geistliche ein Wort, das so vollständig die Wesensart dieses stillen, gütigen, stets hilfsbereiten Mannes umriß, daß wir es anführen wollen. Er sagte, des großen Lebenswerkes seiner ihm im Tod vorangegangenen Frau gedenkend: Für die Ehe mit einer so außergewöhnlichen Frau, wie Else Züblin es war, brauchte es auch einen außergewöhnlichen Mann.

Diese außergewöhnlichen Qualitäten hat Dr. Züblin in hohem Maße besessen, in dem er in seltenem Verständnis für die große nationale und soziale Aufgabe seiner Frau ein so weitgehendes Verständnis gehabt hat, daß er dieser nicht nur eine glänzende medizinische Karriere in USA. geopfert hat, sondern ein Leben lang in ständiger stiller Bereitschaft, in aktiver Mithilfe, in kluger Beratung und nicht zuletzt in häufigem persönlichem Verzicht die Arbeit seiner Frau gefördert hat, so daß für alle, welche ihn kannten, für alle, welche die innige Verbundenheit der beiden Gatten miterlebt haben, sein Name für immer verbunden bleiben wird mit der Lebensarbeit seiner Frau.

Auch unserem Frauenblatt ist er ein treuer Freund gewesen, woran wir uns stets dankbar erinnern wollen.

Wir gratulieren

Helene Stucki 60jährig

Liebe Helene Stucki!

Also auch Du! Welch schöne Aufgabe, Dich am 22. September, Deinem 60. Geburtstage ein wenig zu feiern! Dürfen wir doch von viel frohem, warmem Lichte künden!

Als würdige Tochter Deiner trefflichen Eltern mußtest Du den Erzieherberuf wählen.

Und Deine Aufgabe befriedigte und beglückte Dich ein Leben lang. Du wußtest von Anfang an um die hohe Bedeutung Deines Berufes. Wie Deinem prächtigen Vater, den als Lehrer zu genießen, wir beide das Glück hatten, war er Dir fast heilig. Damals in brausender Jugend, waren wir, die wir „seines Geistes einen Hauch verspürten", immer schon leise ergriffen ob der Hoheit dieser Auffassung. Dunkel, aber dennoch stark und gut ahnten wir ewige Werte, Weltgesetze und Wahrheiten. Nun ist aus dem Ahnen längst ein sicheres, unumstößliches Wissen geworden. Es wurde Dir mit wachsender Reife klar und immer klarer, daß mitreißendes Ethos den Erzieher erfüllen muß. Deutlicher und deutlicher erkanntest Du, was alles dazu gehört: Wahrheit — wie hast Du sie je und je geliebt! — Liebe und nochmals Liebe, Güte, Mitleid, Erbarmen und was da sonst noch „leuchtet und schimmert an Kostbarkeiten" im herrlichen Christentum. Du strebtest ihm nach als Mensch und Vorbild Deiner Schülerinnen und suchtest es in ihnen wach zu rufen und sich entfalten zu lassen. Nie blieb es bei Dir beim „andächtigen Schwärmen". Dein anspruchsvolles Gewissen befahl Dir strengste Pflichterfüllung. Tag für Tag mutetest Du Dir rücksichtslos die starke Anstrengung zu. Aber auch von Deinen Schülerinnen mußtest Du sie fordern. Du wichest, der Schwere Deiner Aufgabe nie aus, die nicht zuletzt darin liegt, daß wir oft die Pflicht haben, weh zu tun, ja wahrhaft heilige Gewitter zu entfachen, um die dumpf gewordene Atmosphäre zu reinigen und damit die Möglichkeit zu besserem Tun zu schaffen. Selbstsüchtiges Streben nach billiger Beliebtheit kanntest Du nie. Dafür erwarbst Du Dir die Hochachtung aller Gutgesinnten. Deinen Schülerinnen suchtest Du mehr und immer mehr zu bieten. Deine beneidenswerte geistige Arbeitskraft erlaubte es Dir, Neuerscheinungen auf den Gebieten der Pädagogik und der Psychologie gründlich zu studieren und Deinen Geist fort und fort zu bereichern. Auch einem weiteren Kreise von Kollegen und Kolleginnen hast Du in zahlreichen Vorträgen und Artikeln von den Früchten Deiner Anstrengung Wissenswertes geschenkt.

Dein Wirken beschränkte sich aber nicht auf das Lehrzimmer. Je und je schlug in Dir ein warmes Herz für die großen Nöte Deiner Mitmenschen. Du reistest im Lande umher und rütteltest mit bewegten Worten Laue und Lässige zur Hilfe für die leidenden Kinder in den kriegsgeschädigten Ländern auf. Es gab Zeiten, in denen Du Dir kaum einen Sonntag die wohlverdiente Ruhe nach anstrengender Schulwoche gönntest. Tausende und aber Tausende von gesammelten Franken hast Du veranlaßt.

Deine Menschenliebe hat Dir auch den Weg auf den „Herzberg" gewiesen. Du erkanntest, daß wir bei unseren erzieherischen Bestrebungen auch den Erwachsenen nicht vergessen dürfen und dem Volke das Licht echter Kultur bringen müssen, und wurdest eine treue Freundin schweizerischer Volksbildungsheime.

Und was haben Dir die Frauen unserer halben Demokratie zu danken! Wie temperamentvoll hast Du Dich schon vor Jahrzehnten für ihre Erlösung aus politischer Rechtlosigkeit eingesetzt! Und wie hast Du Dich um die Verschönerung des Lebens der oft einsamen Unverheirateten gemüht!

Und nicht zuletzt schlägt heute auch das Herz der vielen in Dankbarkeit und voll warmer Wünsche, denen Du in unwandelbarer Treue Deine schöne Freundschaft geschenkt hast.

R. G.-R.

Elisabeth Müller zum Dank

Der 64. Geburtstag, den Elisabeth Müller am 21. September feiern darf, bedeutet kein besonderes Jubiläum. Doch bedarf es eines solchen, um zu danken?

Wir danken der Dichterin für die große Lebens- und Erziehungshilfe, die sie unsern Kindern und uns in ihren Büchern schenkt. Zum Dank fügen wir den herzlichen Wunsch hinzu, es möge der reiche Segen, den sie spendet, beglückend auf sie zurückfallen und ihren weitern Lebensweg schön und reich machen.

Es ist nicht möglich, im Rahmen einer kurzen Würdigung dem ganzen Reichtum ihres Schrifttums gerecht zu werden, wir müssen uns damit begnügen, ihn an einer Stelle in Kürze aufleuchten zu lassen.

Diesem Zwecke dient uns das Buch: „Die beiden B" (Bärtschis und Bobelis Familiengeschichte, Verlag von A. Francke A. G. Bern 1945).

Außer vielen andern wertvollen Hinweisen, die uns die Dichterin darin gibt, läßt sie uns so recht den Wert liebevollen Verhaltens den Fehlern und Mißgeschicken unserer Kinder gegenüber erleben.

Oft geben zerbrochene Tassen und Krüge, beschädigte Kleider und verlorenes Geld Anlaß zu großem Kinderleid, indem die Eltern den erlittenen Verlust wichtiger nehmen als das Kind selbst. Indem sie zu harte Strafen verhängen, die in keinem Verhältnis zur Schwere der Schuld stehen, verstoßen sie gegen die Liebe und überschätzen die materiellen Werte.

Ganz anders verhielt es sich bei Bobelis. Da war auch einmal etwas recht Dummes passiert. Männi, der Kanarienvogel flog davon, weil Thildchen seinen zwei kleinen Freunden, dem Otti und Nöldi, zeigen wollte, wie dieser einem auf die Achsel fliegt und die Körner aus der Hand pickt. In seinem Eifer und Stolz dachte es nicht daran, das Fenster zu schließen. Und nun war Männi eben fort, Männi, der allen, auch den Großen, so lieb gewesen war. Thildchen war über den Verlust ganz verzweifelt. Was würden der Vater, die Großmutter, die Tante und Susi dazu sagen? Das Kind „legte sich auf den Teppich am Boden und weinte laut und hilflos in die Stille hinein ..."

Wenn wir das berühmte Donnerwetter, mit harten Scheltworten und Kindergeschrei im Gefolge erwarten, so werden wir hier bei Bobelis enttäuscht. Zwar wurde auch hier das entflogene Vögelchen besammert und Thildchen mußte schon wissen, daß es den Käfig nicht hätte öffnen dürfen. Aber man ließ den Vogel doch nicht wichtiger werden als die Seele des Kindes.

Die Dichterin findet für die Einstellung von Großmutter und Tante die köstlichen Worte: „Ach, was ist doch ein fortgeflogener Kanarienvogel gegen zwei so liebe, gute Mädchen unter dem Küchentisch, dachten sie und ließen die Kartoffeln in der Pfanne sprätzeln."

Es sind Worte, in denen der Sieg der Liebe über den Aerger zum Ausdruck kommt. Und dieser ist es, der für das gesamte Schaffen Elisabeth Müllers so charakteristisch ist und ihm tiefen, bleibenden Wert gibt.

Dr. E. Brn.

Stadtpräsident Dr. Emil Landolt

Die Wahl von Dr. Emil Landolt zum Stadtpräsidenten erfüllt die Zürcherfrauen mit besonderer Freude. Dr. Landolt hat die Frau immer als vollwertige Mitarbeiterin anerkannt, sowohl in den Schulbehörden als auch in der sozialen Arbeit. Bei der letzten zürcherischen Abstimmung über das Frauenstimmrecht gehörte er am freisinnigen Parteitag zu der kleinen Schar, die für das integrale Frauenstimmrecht eintrat. Wir wünschen ihm Glück für sein neues, ehrenvolles Amt, und wir hoffen auf weitere schöne Zusammenarbeit.

G. D.-R.

Zum FHD-Aufruf

In den vergangenen Wochen wurden die Schweizerinnen durch die Tagespresse aufgerufen, in den FHD einzutreten. Die zuständigen militärischen Stellen rechneten mit 500 Töchtern und Frauen, die den Grundstock einer bei Kriegsgefahr zu erweiternden weiblichen Hilfsarmee bilden sollten.

Wie wir vernehmen, hatte dieser Aufruf einen unerwartet geringen Erfolg, was gewisse militärische Stellen veranlaßte, sich über das mangelnde Verantwortungsgefühl der Schweizerin gegenüber ihrer Heimat aufzuhalten.

Die Befürworter des Frauenstimmrechts sind überzeugt, daß der moderne Staat ohne Mithilfe der Frau nicht mehr auskommen kann. Die Stimmrechtsvereine haben es daher zu ihrer Aufgabe gemacht, durch Aufklärung an der staatsbürgerlichen Erziehung der Frauen mitzuarbeiten und Liebe und Hingabe für das Vaterland zu pflegen. In der ideologischen Auseinandersetzung der Weltmächte kann es für die Schweiz nur von Vorteil sein, wenn auch die Frauen sich der staatlichen Besonderheiten und der freiheitlichen Einzigartigkeit unseres Landes bewußt werden. Den Weg aber, dieses Bewußtsein zu stärken und zum Verantwortungsgefühl für die staatliche Gemeinschaft zu erheben, erblicken die Stimmrechtsvereine in der unmittelbaren Beteiligung der Frau an den staatlichen Aufgaben.

Anders wollen es die Gegner des Frauenstimmrechts. Sie werden nicht müde, die Frauen immer und immer wieder in die Schranken der engsten Häuslichkeit zu verweisen. Staatsbürgerliche Betätigung vergifte ihre Seele und bringe sie von ihrer eigentlichen Bestimmung ab. Diese verderbliche Propaganda reift jetzt ihre Früchte aus: die Teilnahmslosigkeit so vieler Schweizerfrauen in staatlichen Belangen! Darin wurzelt im wesentlichen der Mißerfolg des ergangenen Aufrufs. Solange die Frauen im Glauben bestärkt werden, solches Abseitsstehen sei ihr Schicksal oder gar ihr „Vorrecht", wird die Fülle ihrer Kräfte unserem Staatswesen eben vorenthalten.

Dies zu sagen, erachten wir als unsere Pflicht.

Frauenstimmrechtsverein Zürich

Politisches und Anderes

Ein folgenschwerer Entscheid

In der eidgenössischen Abstimmung vom letzten Sonntag ist mit dem kleinen Mehr von 281 923 gegen 272 337 Stimmen die Initiative „Rückkehr zur direkten Demokratie" angenommen worden. Damit wird in Zukunft zu allen als dringlich erklärten Bundesbeschlüssen das Referendum verlangt werden können (durch 30 000 Stimmbürger oder acht Kantone). Wird es ergriffen, so tritt ein solcher Bundesbeschluß ein Jahr nach seiner Annahme wieder außer Kraft, falls er nicht innert dieser Frist durch die Stimmbürger gutgeheißen wird. Das Abstimmungsresultat bringt es ferner mit sich, daß der Bundesrat unverzüglich ein zweites Begehren aus gleicher Herkunft zur Abstimmung bringen muß, das verlangt, daß alle bisherigen dringlichen Bundesbeschlüsse und Vollmachtenbeschlüsse mit baldigster Wirkung außer Kraft zu setzen sind. Nicht alle Stimmbürger, die vielleicht aus Verärgerung „über Bern" oder um des schönen Namens der Initiative willen, ihr zustimmten, werden sich vermutlich über die weittragenden Folgen ihrer Bejahung ein klares Bild gemacht haben.

Zum neuen Ständerat

für den Kanton Zürich ist Gottlieb Duttweiler mit sehr hoher Stimmenzahl, seinen bäuerlichen Gegenkandidaten weit überholend, gewählt worden. Als Stadtpräsident von Zürich wurde der Freisinnige Dr. Landolt mit großem Mehr dem sozialdemokratischen Kandidaten vorgezogen und damit erstmals nach 21 Jahren dies Amt wieder einem Bürgerlichen anvertraut.

Die erste Session des Europarates

in Straßburg ist zu Ende gegangen. Entgegen der Prognose der Pessimisten gelang es, ein Instrument für europäische Zusammenarbeit in seinen Anfängen wirklich zu schaffen. Unter Präsident Spaak wird die „Kleine Versammlung" mindestens viermal jährlich tagen. Dies aus etwa 25 Personen bestehende Komitee, zusammen mit einem unabhängigen Beamtenapparat hat die Herausarbeitung der heute dem Rat möglichen Kompetenzen zu besorgen, die zu wirklicher Handlungsfähigkeit eines europäischen Parlamentes führen sollen. Auch die Kommission für Wirtschaftsfragen, welche die Lockerung der Handelsschranken und die Vereinfachung des Zahlungsverkehrs innerhalb Europas anstrebt, ist, trotz großer Hindernisse auf positiven Wegen. Eine „Satzung für Menschenrechte" wurde angenommen, die vorsieht, daß ein europäischer Gerichtshof geschaffen werden soll. Noch vieles ist Zukunftsmusik, doch ein erstes Mal durch Instrumente gespielt, die sich realpolitisch Gehör verschaffen können.

Umerziehungsversuche in Griechenland

Oft lasen wir während der Jahre des Bürgerkrieges von den griechischen verschleppten und verwahrlosten Kindern. Ueber 1000 Jugendliche, teils Kinder von Partisanen, teils von Partisanen verschleppte und im kriegerischen Leben verwendete Jugendliche, werden nun auf einer der griechischen Inseln betreut. Durch Arbeit, Schule und Spiel werden sie dem geordneten Leben zurückgewonnen und es soll, wie die „NZZ." berichtet, überraschend schnell ein guter Erfolg zu konstatieren sein.

Ein Sieg der Vernunft

In Finnland ist der größte aller bisher von den Kommunisten ausgelöste Streik, der das Wirtschaftsleben zerstören sollte, zusammengebrochen. „Die demokratischen Kräfte unseres Landes waren stärker ... das Scheitern des Streikes ist den gemäßigten Elementen der Arbeiterklasse zuzuschreiben ...", erklärte in einer Ansprache der finnische Ministerpräsident. Wieder bezeugt das kleine Finn-

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

„Das Beste?"
nein!! –
Nur Pic-Fein!

Im Rödchen hörte man ganz entfernt und leise über die Schneefelder hin das Posthorn klingen.

Der Postillon blies allemal, wenn er in der Nähe des Rödchens vorüberfuhr, denn die Försterstochter war sein Schatz.

Das Posthorn aber war der einzige Ton, der die große Schneestille rings umher belebte, und wenn es erklang, da steckte nicht nur die Magd den Kopf zum Fenster hinaus, auch Schlimpimperlein und Ludschevadel machten das Winterguckloch im Wohnstubenfenster auf und lauschten ganz andächtig, bis der letzte Ton verklungen war, dann gingen sie wieder an ihre Arbeit.

Draußen der Wald sah sonderbar aus. Die jungen Bäume hatte der Schnee zur Erde niedergedrückt und sich über sie gelegt, dichter und dichter, daß es die wunderlichsten Gestaltungen gab. Wie gebückte verschneite Männlein sahen die jungen Fichten aus, „getauchte Männer" wie das Volk sagt, und die jungen Erlen hatten sich wie Bogen über die Erde gelegt und trugen ihre gewaltige Last, und die alten, kahlen Bäume hielten mit ihren geduldigen Armen ganze Schneedächer fest. Die großen Tannen hatten schneeweiße Kuppeln auf den breiten grünen Zweigen, die sie eng an sich gedrückt hielten, und die Spitze hing ihnen von der Schneelast tief herab und jeder Graben und jede Unebenheit war verschneit.

Im Garten lag eine Schneewehe gerade am Hause an, daß oben aus dem ersten Stock des Försters Dackel ganz bequem zum Fenster hinauspazieren konnte.

Beim Rauhfrost war eine unbeschreibliche Herrlichkeit, da hingen an jedem schneefreien Zweiglein dicke Eiskristalle wie Schuppen und Zapfen, und feine Kristallschleier waren darüber gewebt, und der ferne Wald lag wie in einer weißen, glitzernden blitzenden Wolke. Wenn der Förster heimkam in seinen riesenhaften Schneestiefeln, hatte er über seinem alten Schafspelz einen köstlichen Spitzenüberzug, und sein Bart glitzerte, und an den Augenbrauen waren zarte Kristalle aufgeschossen und die Pelzkappe flimmerte und tropfte. Der Dackel war ebenso weiß bereift.

Aber die Mädchen hatten ein gehörig einsames Leben oben im Rödchen, sahen nichts als Rabenzüge und vor dem Fenster auf dem Futterbretchen die dicken, aufgeplusterten Amseln, die blauen, flinken Meisen und vor dem Kuhstall die Spatzen und die haubigen Goldammern.

Gegen Abend, wenn die Sonne eisig niedergegangen und an manchem Tag die Wölkchen über der verschneiten Erde rosig färbte, kamen die Rehe zum Futterplatz.

Vom Fenster aus konnte man sie durch die jungen Stämme sehen. Vorsichtig, in langer Reihe, eins nach dem andern, wie eine Prozession, und verschwanden hinter der großen Futterraufe, eins nach dem andern, immer spähend — immer in Sorge.

Wenn die Schneebahn auf der Ettersburger Straße instand war, kamen wohl ein paar verwegene Spaziergänger bis hinauf ins Rödchen gestiegen und ließen sich einen Glühwein brauen und hingen die Pelzröcke an dem Ofen im Wohnzimmer auf. Der Glühwein, den sie bekamen, das war zwar nur ein echter Jenenser Roter, aber der Förster hatte so seine Kniffe damit, die er niemand recht verriet — aber man wußte schon; er hatte eine solide Quelle in Jena, er bekam seinen Wein gut ausgelesen, und in Erfurt hatte er wieder einen guten Freund, der schickte ihm jedes Jahr mit dem Boten ein leeres Madeirafaß, und in das Madeirafaß wurde der brave Jenenser einlogiert — und suchte dann seinesgleichen. — Die Schneeläufer wußten deshalb sehr wohl, weshalb es sie zum Glühwein bis in das Rödchen hinauszog.

Unter diesen Bürgersleuten, die hin und wieder das Wagnis ausführten, Försters in ihrer winterlichen Einsamkeit aufzusuchen, war oft ein junger Mann zu finden, der in Gesellschaft oder einsam zum Rödchen hinaufkam, doch wie es schien, nicht nur des Glühweins halber. Die Ludschevadel hatte es ihm angetan. Daraus machte er kein Hehl, Wohn- und Gaststube war im Winter bei Försters eins geworden und so saß denn die Familie mit ihren Gästen traulich zusammen.

Ludschevadel brachte hausfraulich und bescheiden ihrem Anbeter den Glühwein und setzte sich dann neben ihn nieder, in aller Gemütsruh, der junge Heinrich Strobel gefiel auch ihr — und da sie in der Hauptsache miteinander im Reinen waren, nahmen sie es einfach und ruhig.

Der Förster aber sah wieder mit Aerger vor seinen Augen, ganz offen und unverholen, eine neue Liebesgeschichte entstehen, die ihm wieder eine Tochter kosten sollte — und er konnte nichts dagegen tun, die Sache nahm ihren Lauf.

Aber von Ludschevadel hatte es sich der Förster doch nicht gedacht, deren war er so sicher gewesen. Sie hatte schon einige zu seinem größten Wohlbehagen und Triumph ohne weiteres ablaufen lassen, war mit Leib und Seele der elterlichen Wirtschaft ergeben und war ein rechtes Haustind. — Wie oft hatte sie gesagt, daß sie nun und nimmermehr aus dem Rödchen gehen würde, — aber trau einer den Frauenzimmern.

Da ließ sich nichts machen, das wußte er aus Erfahrung — und so saßen sie alle miteinander beisammen, Schlimpimperlein kühl und gleichgültig über ihre Näherei gebückt; die Sache ging sie nichts an.

Niemand gab sich mit ihr ab — und daß Ludschevadels Anbeter hin und wieder auf seine trockene Art ein paar Worte an sie richtete, das war für sie nicht der Rede wert. Sie war an solche Brojamen, die von einer andern Tisch fielen, nicht gewöhnt; das paßte ihr nicht.

Unten in Weimar hatten sie eine Tante, die Schlimpimperlein gerne auf ein paar Wochen im Winter bei sich gehabt hätte, um ihr etwas zugute zu tun. Aber der Förster wollte das nicht, besonders nicht seit Schmirankel mit ihrem Manne nicht mehr in Weimar lebte, sondern nach Eisenach versetzt war. So saß Schlimpimperlein oben und langweilte sich.

Der junge Heinrich Strobel fühlte sich wohl im Haus, er war so ein Biedermann, der die geordneten ruhigen Verhältnisse liebte, ein langer hagerer Bursche mit unglaublich emporstehendem Haar, das sich keiner Mode der Welt sich bequemt hätte, mit einem grauen unregelmäßigen Gesicht und guten gescheiten grauen Augen. Er hatte auch schon des Vaters Bock

land seine Tapferkeit gegenüber dem mächtigen, bedrängenden Nachbarn.

Wieder einmal ein Vorstoß

Der waadtländische Große Rat stimmt fast einmütig einem Bericht des Staatsrates zu, der eine aktivere Teilnahme der Frau am politischen und sozialen Leben des Kantons zum Ziele hat. Der Staatsrat beantragt eine Verfassungsänderung, um den Frauen in den Gemeinden das Stimmrecht zuzubilligen, sofern diese dies beschließen.

Ein staatliches Haushaltungslehrerinnenseminar

Bisher sind die Ausbildungsstätten für Haushaltungslehrerinnen, vor Jahrzehnten durch initiative Frauen geschaffen, fast ganz in privaten Händen gewesen. Nun errichtet der Kanton Bern ein staatliches Seminar. Der Große Rat hat soeben mit 68 Stimmen beschlossen, daß dies in Bern errichtet werden soll, während 65 Stimmen auf Herzogenbuchsee fielen.

Zum Dekan

der philosophischen Fakultät der Universität Fribourg ist erstmals eine Frau ernannt worden: Laure Dupraz, welche dort seit 1948 den ordentlichen Leerstuhl für Pädagogik innehat.

Das theologische Doktorexamen

hat als erste Frau an der Universität Lausanne Fräulein Lydia von Auw bestanden. Sie war seiner Zeit die erste Frau, welche dort das theologische Staatsexamen ablegte und die Consekration der waadtländischen Kirche erhielt.

Ida Boßhardt-Winkler †

Im Alter von 76 Jahren starb in Zürich Frau Ida Boßhardt-Winkler, die im Rahmen des Gemeinnützigen Frauenvereins Zürich, wie auch in der breiteren Oeffentlichkeit früher führend für die Ausgestaltung des hauswirtschaftlichen Bildungswesens tätig gewesen ist.

E. B.

Können wir da wirklich nichts machen?

Immer wieder kommt man in die Lage, einer Mitschwester zu erklären, daß man, wenn man sich für's Frauenstimmrecht einsetzt, nicht erwartet, es werde damit alles besser werden als bisher. Man würde aber mit der Verleihung des Stimmrechts an die Frauen erreichen, daß das Ergebnis der Volksabstimmungen endlich der Durchschnittsmeinung der ganzen Bevölkerung — oder mit Rücksicht auf die heute oft geringe Stimmbeteiligung wohl eher der Durchschnittsmeinung der ganzen interessierten Bevölkerung —, und nicht nur ihres männlichen Teils, entsprechen würde. Das wäre an und für sich natürlich schon Grund genug, um sich mit Nachdruck für die Rechte der Frau einzusetzen, weil doch eigentlich in einer Demokratie die Gleichstellung von Bürgerinnen und Bürgern eine erste Selbstverständlichkeit sein sollte.

Wie viel eher sollte deshalb das Einsetzen aller Frauen für die gemeinsame Sache erwartet werden dürfen, wo doch so viel mehr als nur das Zugelassenwerden zum Stimmen auf dem Spiele steht. Es geht um die Stellung der Frau überhaupt. Und dieses Problem geht alle, Verheiratete und Ledige, an.

Kommt man auf das Unrecht der ungleichen Bezahlung von Männerarbeit und Frauenarbeit zu sprechen, und erwähnt man als Beispiel eine Witwe, die ihre Kinder an deren Freinachmittagen sowie täglich abends bis zu ihrer Rückkehr vom Arbeitsplatz unbeaufsichtigt zu Hause (oder auf der Straße) lassen muß, weil sie sich eine gute Haushaltihilfe nicht leisten kann, stößt man meistens auf das Verständnis der Gesprächspartnerin. Sie findet es nicht recht, daß Frauenarbeit weniger geschätzt wird als Männerarbeit, und sie findet es vor allem nicht recht, daß unschuldige Kinder, die das Unglück hatten, den Vater früh zu verlieren, Opfer dieser ungleichen Entlöhnung gleicher Leistungen sein müssen. Denn leider ist es so, daß die Kinder der berufstätigen Witwe früher oder später für die Ungerechtigkeit bezahlen müssen. Es fehlt vielleicht die finanzielle Basis, um ihnen die gewünschte Ausbildung zu ermöglichen, oder es fehlt der Mutter nach anstrengender und zermürbender Berufstätigkeit in der kurzen Freizeit, die größtenteils vom Haushalt beansprucht wird, die Kraft, um neben der ordentlichen Erziehungsarbeit noch all das nachzuholen, was tagsüber unterlassen bleiben mußte, und um in vielen Fällen Schäden wieder gutzumachen, die der Aufenthalt auf der Straße angerichtet hat.

Auch für den Wunsch von Alleinstehenden, sich einen Lebensinhalt dadurch zu verschaffen, indem sie ein fremdes Kind annehmen, findet man meistens Verständnis. Auch hier wird zugegeben, daß es nicht recht ist, daß Frauen, die vor Jahren die Gründung einer eigenen Familie — für viele der Inbegriff des Glücks — einer auf finanzielle Unterstützung angewiesenen alten Mutter oder jüngern Geschwistern opfern mußten, sich später, wenn sie allein sind, diesen Lebensinhalt aus finanziellen Ueberlegungen versagen müssen, weil ein unbeaufsichtigtes Kind mehr Sorgen als Freude bedeuten würde.

Damit ist aber leider das Verständnis, das man für die Probleme anderer findet, meistens erschöpft. Es folgt die von einem leisen Seufzer begleitete unvermeidliche Aeußerung „da können wir nichts machen".

Vergessen ist, daß man vor Jahren in der Geschichtsstunde lernte, daß Einigkeit stark macht, und vergessen wird, daß es bekanntlich heißt: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott". Gelänge es, bei einer Anzahl Frauen Solidarität zu finden, so dürften wir bestimmt bald feststellen, daß dort, wo wir Frauen versuchen, uns selber zu helfen, Gott tatsächlich hilft.

Wenn ich von der Möglichkeit spreche, die Ungerechtigkeit der ungleichen Entlöhnung aus der Welt schaffen zu können, denke ich z. B. an die so sehr gefürchtete schwarze Liste der Alliierten. Die Frauen sind es, die in erster Linie die Einkäufe tätigen. Sie hätten es also in der Hand, Geschäfte und die Erzeugnisse von Firmen zu meiden, die Frauen schlechter entlöhnen als die männlichen Angestellten. Daß diese „schwarze Liste" nicht auf Grund persönlicher Antipathien oder vager Angaben erstellt werden dürfte, wäre selbstverständliche Voraussetzung. Jeder einzelne Fall müßte einer gründlichen objektiven Prüfung unterzogen werden. Eine Riesenarbeit, gewiß. Doch ein dankbares Tätigkeitsfeld für finanziell unabhängige Frauen, deren Kraft nicht, weil Frauenarbeit schlechter bezahlt wird als Männerarbeit und weil die berufstätige Frau im Lebenskampf auch sonst mehr Schwierigkeiten begegnet als dem Mann, durch den Broterwerb völlig aufgebraucht wird.

Die Tatsache, daß Engländerinnen, Dänninnen, Norwegerinnen und Schwedinnen, die wir in letzter Zeit auf Reisen angetroffen haben, ebenfalls auf diese auch in ihren Ländern noch bestehende Ungerechtigkeit zu sprechen kamen, läßt hoffen, daß sich aus bescheidensten Anfängen vielleicht einmal eine weltumspannende Organisation entwickeln würde, der dann voller Erfolg gewiß wäre. „Wo ein Wille ist, da ist ein Weg". Warum vergessen das die Frauen, und vor allem die Schweizerfrauen, immer wieder?

Ann Marn

Wie ein Käse entsteht und was für Gedanken der Senn dabei entwickelt

Von weisen Landesvätern wird erzählt, daß sie sich von Zeit zu Zeit — inkognito natürlich — unter das Volk mischen, um seine Stimme zu vernehmen. Solche Ausflüge müssen aber sehr rar geworden sein, sonst wäre es wohl nicht zu der heutigen Spannung zwischen Behörden und Volk gekommen. Ich glaube, für manchen Magistraten wäre es interessant gewesen zu erfahren, was mir der Bergsenn Sepp beim Käsen erzählte.

Ich befand mich auf einer Bergtour, als sich der Herbsthimmel plötzlich mit schwarzen Wolken überzog und an einem weiteren Aufstieg nicht mehr zu denken war. Als die ersten Tropfen fielen, näherte ich mich einer Alphütte und sah, wie ein Senn eine Riesenmenge Milch in einen großen kupfernen Kessel schüttete. Meine Frage, ob er vielleicht „chäse" und ob ich zuschauen dürfe, wurde bejaht. Ich war darüber hoch erfreut, denn von der Käsefabrikation hatte ich bisher nur eine vage Vorstellung. Freundlich erklärte mir der Senn, daß er zuerst Milch im Kessel etwas erwärmt habe. Das gäbe einen besonders guten Käse. Er lege eben noch Wert darauf, einen qualitativ hochstehenden Bergkäse zu fabrizieren. Aber eben, meinte er seufzend, er verdiene dann nicht so viel daran. Er sehe einfach nicht ein, warum es einen Einheitskäse mit einem Einheitspreis geben müsse. Warum bezahlt man einen besonders guten Bergkäse nicht besser als irgend ein Durchschnittsprodukt? Natürlich müssen auch billigere Käse da sein, aber man würde sich vielleicht doch für den Sonntag gerne ein besonders gutes Stück einkaufen, das ja auch viel nahrhafter wäre, wodurch die Preisdifferenz ausgeglichen würde.

So sprach Sepp vor sich hin und zog den großen Kessel vom Feuer, nachdem die Flüssigkeit eine Temperatur von 25 Grad erreicht hatte. Nun wurde Naturkälberlab-Pulver in etwas Wasser angerührt und in die weiße Flüssigkeit geschüttet. Dann hieß es warten. Ich war gespannt zu erfahren, was nun passieren werde. Welche Wirkung wird das Lab auslösen? Vorerst spann der Senn seine Gedanken weiter. „Habt Ihr schon gehört, daß nun auch die Milch von den Alpen an eine zentrale Stelle geliefert werden soll, um dort im großen zu Käse fabriziert zu werden?"

Auf meine bejahende Antwort fuhr der Senn Sepp fort: „Das gefällt mir gar nicht. Wo bleibt da die Individualität? Soll auch hier industrialisiert werden? Es heißt, es werde dann rationeller gearbeitet, man spare Zeit ein. Ich aber sage, der Bergsenn hat genügend Zeit um zu „chäsen". Wie stolz ist er doch, wenn er das von ihm Erschaffte betrachten kann. Seine Kräuterlein auf der Alp sind vielleicht besonders würzig und nun soll die gute Milch einfach unter andere geschüttet werden." Ich höre so halb den Reden des Sennen zu, betrachte aber unverwandt den großen Kessel. Was geht hier vor? Die Milch ist nicht mehr flüssig, der Senn sticht große weiße Schichten ab und kehrt so das untere nach oben. Er wartet nochmals eine Weile und rührt dann mit einem kleinen Christbaum in der Masse. Sein Instrument sah wirklich aus wie ein kleiner, von den Nadeln gesäubertes und blank geputztes Christbäumchen. Jetzt kamen die „Körner" zum Vorschein, kleine weiße Klümpchen. Während der Kessel jetzt wieder übers Feuer gestellt wird, fährt der Senn in seinem Gespräch fort.

„Wenn man nicht mehr selbst chäsen kann, dann verliert man die Freude und das Interesse an der Alpwirtschaft. Es würden sicher nur wieder mehr Junge die Scholle verlassen und den Industriezentren zuströmen. Ueberhaupt, schloß er unwillig, es soll doch jeder machen können, wie er will. Wir sind ein freies Volk und ich gebe meine Milch einfach nicht weg." Auf meinen Einwand, das sei doch klar, daß man ihn nicht zwingen werde, meinte er nur „hm". Damit war das Gespräch abgeschlossen. Ich aber wollte den fertigen Käse noch sehen. Nachdem der Inhalt des Kessels auf 36 Grad erhitzt war, wurde das Gefäß vom Feuer gezogen. Sepp bearbeitete schweigend den Inhalt mit dem „Christbaum". Dann drückte er die dicke weiße Masse zusammen, zog sie mit einem Tuch aus der Flüssigkeit und legte sie in die Form. Jetzt wird dann ein paar Mal gesalzen und das übrige der Zeit überlassen. Die Rinde entsteht durch das Gären, erklärte er mir noch. Stolz betrachtete er sein Werk und ich wünschte ihm, daß er sein Leben lang werde chäsen können.

clw.

„Associted Country Women of the World"

„Weltvereinigung der Landfrauen"

Eine zweitägige Jahresversammlung wurde diesen Monat in London vom Zentralbureau der internationalen Landfrauenverbände abgehalten. Diese Jahresversammlung verlief wie die meisten es tun mit einer Ansprache der Leiterin über Erfolge größerer und kleinerer Art; die Finanzlage wurde gezeigt, Diskussionen folgten mit neuen Beschlüssen für das neue Amtsjahr und den Abschluß bildete „der unterhaltsame Teil", dem Wesen und Zweck des Vereins entsprechend. Das Zentralbüro der internationalen Landfrauenverbände ist eigentlich nicht ein Verein, sondern eine Dachorganisation und hat heute eine zweifache Aufgabe zu bewältigen.

Die erste davon ist einfach zu ersehen. Sie ist das Bindeglied zwischen 21 Ländern und da in manchen Ländern verschiedene Vereinigungen sich mit der Wohlfahrt und dem Fortschritt der Landfrauen befassen, so ist das Zentralbureau auch noch ein Bindeglied unter den nationalen Verbänden — im ganzen eine rein unpersönliche Arbeit. Um den einzelnen Mitgliedern mehr Zusammenhang zu geben, wurde eine Monatsschrift gegründet „the Country women" welche das Interesse einer jeden Landfrau mit ihresgleichen in aller Welt erwecken sollte. Dies gelang auch — das verbindende Element war offensichtlich; Briefwechsel und Freundschaften entstanden, die zu gegenseitigen Besuchen und engem Kontakt führten. Der Wert des Zentralbüros wurde jedem klar und die kleine Abgabe eines „Penny for Friendship" (oder dessen Gegenwert in einer anderen Währung) wurde gern gemacht. Dies bildet heute die finanzielle Grundlage des Zentralbureaus, da die Mitgliederzahl heute bis über 5 Millionen Frauen umschließt. Dazu kommen Beiträge der Gründergesellschaften, gleichgesinnter Gesellschaften und die Jahresbeiträge der freien Mitglieder — meist Stadtfrauen, die sich der guten Sache bewußt sind. Als weitere Geldquelle sind noch die Abonnemente der Monatsschrift zu erwähnen. Durch die Vermittlungsarbeit des Zentralbureaus entstand nicht nur ein Ideenaustausch wie zum Beispiel die Erfahrungen über mobile Waschküchen, wie Amerika, Norwegen und die Schweiz sie kennen, sondern auch ein Austausch praktischer Art, wie die Sendung von Saatgut zwischen Nord-Rhodesien und Europa. Die finnische Bäuerin erhielt nach der ersten Verwüstung des Krieges neue Obstbäumchen in ihre Gärten und di Kriegsgeschädigten erhielten Lebensmittel von den weniger Betroffenen.

Nun kommt die andere Aufgabe der Dachorganisation, die sich erst allmählich durch die wachsende Beachtung der Landfrau in weiteren Kreisen entwickelt. Um dies verständlich zu machen, muß nochmals zurückgegriffen werden ins Jahr 1930, wo in Wien die erste Vollversammlung aller Landfrauenverbände von 21 Ländern stattfand. Der Wunsch, verbunden zu bleiben, führte zur Gründung eines Komitees (jetzt Zentralbüro genannt), zumal es vorgesehen war, alle drei Jahre in gleicher Weise sich zu treffen. Ein erster Nachrichtenbogen entstand, als Vorläufer des „Country women", welches aber nur alle drei Monate herausgegeben wurde, aber dreisprachig erschien. Die Vollversammlung in Stockholm 1933 brachte die eigentliche Gründung eines Exekutivkomitees mit Sitz in London. Mittels der größeren Monatszeitschrift wurde der Zusammenhang enger und man erkannte die großen Möglichkeiten einander beizustehen und somit das Los der Landfrau zu verbessern. Ceylon wurde geholfen bei der Gründung des nationalen Landfrauenverbandes und sicher blieb somit gar mancher Fehlschlag aus. Da man in Stockholm beschloß, sich selber eine Aufgabe zu stellen, wurde als Studium jedem Verband die bäuerliche Ernährung nahegelegt. Die Bedeutung der Vitamine wurde allgemein unterstrichen und somit die Notwendigkeit von Ausbau und Pflege von Obst und Gemüse. So wurde von der Gründung des ceylonerischen Landfrauenverbandes an die Wichtigkeit eines Gartens betont. Finnland war ein anderes Land, das sich die gesammelten Erfahrungen über Ernährung im bäuerlichen Betrieb zunutzen machte. Zur Vollversammlung in Washington 1936 wurden all diese gesammelten Erfahrungen und Anleitungen in Buchform herausgegeben. Es war das fünfte Buch in der Serie: „Was die Bäuerin in aller Welt leistet." Zwischen 1936 bis 1939 wurden zwei weitere Rundfragen aufgeworfen und fanden zum ersten Mal außerhalb der Landfrauenverbände Beachtung. Die Schrift über den Hebammendienst auf dem Lande fand in Aerztekreisen großes Interesse und eine weitere Schrift über den Milchverbrauch im Landhaushalt wurde der Ernährungskommission des Völkerbundes unterbreitet. Somit war bei Kriegsausbruch die neue, viel weitreichendere Aufgabe des Zentralbüros umrissen. Der Kriegsbeginn unterbrach die Arbeit kam. Die Mitglieder des Exekutivkomitees beschlossen, ein Memorandum aufzustellen über Ernährung, Behausung, Gesundheit und Erziehung in bezug zum Aufbau nach dem Krieg. Der Teil über Ernährung wurde schon 1942 an alle Vereine geschickt, die noch in Verbindung mit London waren und als die erste Konferenz 1943 im „Hot Spring" einberufen wurde, um Vorbereitungen zu treffen, den befreiten Ländern sofort Nahrungsmittel zukommen zu lassen, und Resolutionen anzunehmen, zu welchen das Ad-

bleibt

Speiseöl Speisefett

---

oben miterlebt und sich dabei wie ein guter Sohn bewährt.

Der Förster war heimgekommen mit einem Gesicht, einem so starren entsetzten Gesicht, hatte kein Wort gesprochen, seinen Pelz ächzend abgeworfen und sich starr und steif an den Ofen gesetzt.

Die Försterin, die bedenklich auf ihn geschaut hatte, sagte ganz erschreckt: „Ach Herr Jes, der Bock, — da bringt dem Vatter nur alles, die Betten wärmt und die Habersäcke." Die Mädchen sprangen und taten, was ihnen geheißen war. Der Förster aber regte sich nicht, hielt seine, mit einem wollenen Lappen eingewickelte Hand, wie ein Wickelkind vorsichtig auf dem Knie und stöhnte.

„Diesmal ist der Bock im Daumen," sagte er trostlos.

Heinrich Strobel, der vom Bock schon alles Nähere wußte, sagte: „Förster, alles was recht ist; — aber den Bock haben sie nicht im Daumen, wenn nämlich der Bock wirklich Podagra bedeutet, dann kann der Bock nur im Fuß stecken."

„Wieso?" sagte der Förster.

„Im Daumen hat eben kein Mensch noch das Podagra gehabt," antwortete der Maler trocken.

„Woll — woll sel woll," sagte der Förster mißtrauisch. Das war eine tirolische Erinnerung, das „Woll — woll — sel woll" und auch der Bock war eine tirolische Erinnerung.

Jetzt fingen die beiden an über den Bock zu streiten, und der Förster vergaß ganz die Schmerzen und stritt aus Leibeskräften, zum Erstaunen der Försterin.

„Jetzt geben Sie mal den Daumen her, Förster, daß ich sehe, was eigentlich los ist. Geben Sie nur," sagte der Maler, als der Förster zögerte, und schälte den kranken Daumen aus dem alten wollenen Tuch, das der Förster im Umfang von einer alten Elle sich um die Hand gewickelt hatte, schaute und befühlte ihn, während der Riesenmensch mit geschlossenen Augen und zusammengebissenen Zähnen wie bei einer schweren Operation im Stuhl saß.

„Förster," sagte der Maler, „da ist ein Splitterchen im Gelenk. Gott weiß, — ich seh's — 's is ein bissel tief drin, 's wird rausschwären."

„O — woh"," meinte der Förster stöhnend und verächtlich, stand auf und ging ohne rechts und links zu sehen in sein Schlafzimmer und kroch in die gewärmten Betten und ließ sich auf den Daumen und zur Fürsorge auch gleich auf die Füße die heißen Habersäcke legen. Und in der Wohnstube hörte man ihn bald gewaltig schnarchen. Der Bock war also wirklich nicht gekommen. Und sie hielten sich im Wohnzimmer alle mäuschenstille, damit der „Vatter" seinen Schreck ungestört verschlafen könnte.

Als der junge Strobel nach einigen Tagen wieder durch den Schnee heraufgestapft kam, hatte der Förster seinen Daumen immer noch, trotzdem das Splitterchen richtig herausgeschwärt war, der Vorsicht halber mit einem großen weißen Schnupftuch umwickelt, und darüber lachte der Maler und meinte, daß sie mit dem dekorativen Daumen einen Tarock miteinander spielen wollen.

„Er hat Recht gehabt," sagte der Förster, „der Bock war's nicht." —

„Na also," meinte der Maler und schob seine langen Beine unter den Tisch und steckte dem Förster die Karten zwischen den umwickelten Daumen und die Finger und hatte bei allem, was er tat und sagte, so einen trockenen Humor, der bei ihm nicht in den Worten lag. Ludschenadel saß, während ihr guter Freund mit dem Vater spielte, neben ihm mit ihrer Arbeit und man sah ihr an, wie glücklich und ruhig sie sein mochte und wie lieb ihr der lange Mensch war.

Fortsetzung folgt.

Weise nicht des Bettlers zage Hand zurück . . .

Weise nicht des Bettlers zage Hand zurück
Wenn er mit flehender Gebärde
Sie Dir mit stillem Gruß entgegenstreckt;
Gar unbeständig ist das Glück
Schon morgen kann sich Deines Lebens Fährte wenden
Und aus lichten Höhn
In dunklen Tiefen enden.

Geh nicht in stolzem Mut vorbei
An ihnen, die des Lebens Gram
Gezeichnet, — die in stiller Scham
Gesenkten Hauptes an der Straßen-Ecke stehn,
Mit stummem Munde Mitleid zu erflehn.
Gar eilig sich des Schicksals Zeiger drehn
Schon morgen können Stürme Dich erfassen
Und Deinen Kahn an Meeres-Klippen scheitern lassen.

Ergreif die Hand die Deiner harrt
Mit festem Druck, — auf Bruder-Art
Horch auf den Mund der Dir in Kümmernis entgegenstarrt
Und gib von Deinem Ueberfluß
Mit freud'gem Gruß.
Laß strömen Deine Fülle
In seiner leeren Schale Hülle
Mit vollen Händen
Sein Leid' zu enden
Und sag ihm Dank
Der mit Dir teilt des Lebens Trank.

Vielleicht, daß einst vor Gottes Thron
Wenn Du in Deiner Sünden Flor
Stehst einlaßbittend vor — des Paradieses Tor, —
Sich seine Stimme wird erheben mit der Engel Chor
Für Deiner Seele Heil zu beten.

Denn müssen wir nicht alle
Vor Gottes Richterstuhl vergehn?
Und könnten wir in unserer Sünden Zahl
Vor seiner Herrlichkeit bestehn
Wenn Er nicht Gnade ließ vor Recht ergehn?! — —

Drum laßt uns wie der Bettler Schar
Unserer Dürftigkeit gewahr
Almosenheischend an der Straßen Ecken
Demütig unsere Hand ausstrecken,
Auf daß uns Gottes Gnaden Licht ereile
Und Seine Liebe unserer Seelen Wunden heile.

A. Stern

Hoc-Komitee des Zentralbüros zwei Jahre früher in London gekommen war. Nach der Gründung der „Vereinigten Nationen" und der Bekanntmachung der „Charta" erhielt das Zentralbüro einer Anfrage zufolge einen Beraterposten in den Sitzungen des FAO (Food and agricultural organisation) der UNESCO (Unated Nation educational scien.ific and cultural organisation) und in dem später entstandenen europäischen Wirtschaftsrat. So war eine Frauendelegation im Februar 1947 in „Lake Succeß", im Mai 1948 in Genf, und eine Beobachterin war 1948 in Paris. Eine Vertreterin besuchte drei Jahresversammlungen der FAO in Kopenhagen 1946, in Genf 1947 und in Washington 1948. Dazu ist die Präsidentin Ms. Raymond Sayre (eine Amerikanerin) als Mitglied des Beratenden Komitees für bäuerliche Wohlfahrt des FAO eingeladen worden. Aus der Dachorganisation einerseits wurde eine Vermittlerstellung andernseits. Die erste Aufgabe erfordert guten Organisationssinn und einen tüchtigen Angestelltenstab, da die Arbeit sich mehr und mehr in den gleichen Bahnen bewegt. Die zweite Aufgabe hingegen ist erst im Entstehen begriffen und erfordert Persönlichkeiten, die schnell erfassen, wie sie sich zum Wohl nicht nur ihrer Mitmenschen, sondern der ganzen Menschheit einsetzen können.

Beides scheint glücklicherweise der Fall zu sein. Daher möchte ich einen Punkt aus der Ansprache der Leiterin des Zentralbureaus Mrs. Charles Russell herausgreifen. Sie sagte, daß es sehr erfreulich sei als Beobachterin und sogar Beraterin an vielen Problemen mitzuarbeiten und an den Sitzungen teilzunehmen. Es würde von seiten der Männer dieser Frauenarbeit Interesse und Achtung beweisen, aber doch verbleibe der Eindruck, nicht ganz 100 Prozent voll genommen zu werden. Man nimmt diese Arbeit nicht so ernst, wie wenn sie von Männern getan wäre. So müsse dahin gewirkt werden, daß die Frauen nicht isoliert ihre Arbeit tun, sondern das erstrebenswerte Ziel seien gemischte Beratungen, wo die männlichen Mitglieder nicht zuletzt das nötige Gewicht beizutragen haben. — Man sieht, diese Frauen sind entschlossen, sich voll einzusetzen.

Nun im September 1950 ist die nächste Vollversammlung aller Landfrauenverbände diesmal in Kopenhagen. Noch viel Arbeit soll bis dahin bewältigt werden. Mehr und mehr tritt die Arbeit dieser Frauen an die Oeffentlichkeit. Sie sind die Sprecherinnen von über 5 Millionen Landfrauen, die durch sie ihre Erfahrungen und Leistungen dem Allgemeinwohl zur Verfügung stellen wollen.

G. K., London.

XI. Weltkongreß der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit

Kopenhagen, 19. August 1949

Auf Schloß Christiansborg, Kopenhagen, tagte vom 15.—19. August der von 240 Delegierten aus den verschiedensten Ländern der Welt besuchte 11. Internationale Kongreß der Frauenliga für Frieden und Freiheit. Darin, daß die Behörden dieser Tagung die Räumlichkeiten des sonst dem Reichstag zur Verfügung stehenden prächtigen Schlosses zur Benutzung überließ, erblickte die den Kongreß eröffnende Dänin, Prof. Else Zeuten, einen Ausdruck der Anerkennung und Unterstützung der Sache der IFFF und dankte der Regierung entsprechend. Auch die Präsidentin der Welt-Liga, die Norwegerin Marie Lous Mohr, hielt eine kurze Ansprache, sowie im Namen aller indischen Frauen Mrs. Ammu Swaminathan, eine hoher Kaste angehörende Indierin im schönen Kostüm ihres Landes, stets eine Blume im Nackenknoten des dunkeln Haares tragend. Namens der Vereinten Nationen sprach einer der Freunde Trygve Lies, Tor Gjedsdal. Frau Fanny Jensen, Minister, entbot die Grüße der dänischen Regierung.

Die den Vereinten Nationen als ständiges beratendes Mitglied angehörende Gertrud Baer, USA, referierte über „Die IFFF. und die Vereinten Nationen", die französische Gymnasiallehrerin Andrée Jouve über „Die IFFF und UNESCO". während Dr. Gertrude Bussey, Baltimore, einen Ueberblick über die Weltlage bot. Agnes Stapledon, England, beleuchtete das Problem der Werte Ost/West und rief mit ihrem pointenreichen und klugen Referat einer äußerst regen Diskussion, an welcher sich besonders die temperamentvolle, über 80jährige Französin Mme Duchesne beteiligte, aber auch Norwegerinnen, Schwedinnen, Engländerinnen u. a.

Ebenso kam während des Kongresses das Thema Erziehung als wichtiger Faktor in der Richtung zu schaffender und bewahrender Freiheit und aus solcher resultierenden dauernden Friedens zur Sprache. Fragen über Presse- und Nachrichtenwesen wurden erörtert. Berichte über durchgeführte Kurse usw. kamen zur Verlesung usw. — Es wurden auch Wahlen getroffen, Beschlüsse gefaßt, Resolutionen beschlossen und formuliert, welch' letztere an die entsprechenden Parlamente und Institutionen abgeschickt werden sollen. Unter den Vortragenden dieses ausgesprochenen Frauenkongresses figurierte ein einziger Mann, der schon seinem Aussehen nach charakteristische Schotte Lord Boyd Orr, der seinerzeitige FAO-Präsident, der mit seinem bei aller Sachlichkeit leidenschaftlich vom Wunsch um Wohlergehen und Frieden in der Welt durchglühten Referat „Brot und Friede" den bis zum letzten Platz vollbesetzten Rigsdagssaal zu begeistertem Beifall hinriß, aber auch die Zuhörer zum Nachdenken brachte und sie gewissermaßen einzeln zur aktiven Mitarbeit an der Sache eines solchen Friedens aufrief. „Brot ist eine Realität", sagte Lord Boyd Orr" „bei der Verdoppelung der Welt-Nahrungsmittelmenge innerhalb der vergangenen 25 Jahre dank landwirtschaftlich-technischer und industriell-chemischer Fortschritte sollte es möglich sein, alle Völker der Länder richtig zu ernähren, und der Hunger müßte verschwinden." „Die Frauen", führte er ferner aus, „sind sich gar nicht bewußt, welch' große Macht sie besitzen, sie machen davon nicht, wie sie sollten, Gebrauch." Dieser Ausspruch, der in der dänischen Presse in Wort und Bild ausgiebig kommentiert wurde, wie überhaupt der Kongreß größter Aufmerksamkeit seitens der Behörden, der Presse und der Allgemeinheit begegnete, wurde von diesem Sozialpolitiker und weitblickenden Reformer im ernstesten Sinne des Wortes getan und war auch so gemeint.

Dänische Familien luden an einem Abend die Delegierten in ihre Heime zu Gast. Ein Nachmittag der mit Vorträgen, Verhandlungen und Sitzungen so reich beladenen Woche führte die IFFF-Frauen dem Oeresund entlang nach dem hübschgelegenen Helsingsoer mit dem imposanten Kronborgschloß. — Der letzte Kongreßabend wurde zu einer öffentlichen Veranstaltung gesellschaftlichen und frohen, festlichen Charakters indem, umrahmt von Musikvorträgen, Lieder und Volkstänze verschiedensten Länder dargebracht wurden, während sich die Indierin Mrs. Nehru, Mrs. Stewart aus USA., die Schwedin Signe Höjer und andere Frauen nochmals mit herzlichen und beherzigenswerten Worten an die Anwesenden wandten.

BWK.

Berichtigung

Zu „Rundgang durch ein Buch". Im Artikel „Rundgang durch ein Buch" (vgl. Nr. 36) ist eines Versehens zufolge das erste Zitat Hofmannsthals unvollständig. Es sollte heißen: „In einem Familienleben sollte durch ein fortwährendes leichtes Aussprechen der wichtigsten Bezüge die Atmosphäre beständig aufgehellt werden."

E. B.

Stilles Wirken, Schweizer Dichterinnen, von Olga Brand. Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Olga Brand schenkt uns in sehr verdienstvoller Weise eine reiche Uebersicht über das poetische Schaffen unserer zeitgenössischen schweizerischen Schriftstellerinnen. Von Lisa Wenger, die uns in vielen ihrer Werke heute schon als aus einer weitentfernten Zeit her geschrieben zu haben scheint, über Elisabeth Thommen, die als Journalistin oft eine scharfe Feder führt und Dinge zu sagen den Mut hat, die nicht jedem genehm sind, um all ihre Weichheit und Gemütstiefe im Gedicht ausströmen zu lassen, zeigt sie uns der Reihe nach noch manche andere unserer „Geliebten". Sie zeigt uns wie Cecile Inés Loos, so erbarmungslos „Die Härten und die Heuchelei aufdeckt, die sich unter dem Deckmantel von Frömmigkeit und Religion verstecken", sie führt uns durch ihre Werke, durch ihr mutiges Kämpfen für die Schwachen, um uns nachher an dem fast ausschließlich lyrischen, in tiefste seelische Bezirke dringenden Werk Julie Weidenmanns teilhaben zu lassen. Maria Waser, Cécile Lauber, Regina Ullmann, Dorothe Hanhart, Mary Lavater-Sloman, Franziska Stoecklin, sie alle werden uns in ausführlichen Würdigungen ihres literarischen Schaffens nahe gebracht, als Menschen, wie als Künstler. In einem Ausblick macht die Verfasserin uns bekannt mit verschiedenen aufsteigenden Talenten, die noch im harten Kampf weniger nach Anerkennung — denn wer sie kennt, schätzt sie — als um die nötige Verbreitung ihrer Kunst ringen. Mag auch die Schweiz im ganzen ein hartgepflasterter Boden sein für die blaue Blume der Lyrik — es gibt doch immer Menschen, die sich freuen, darunter besonders Frauen, wenn neben den vielen sensationellen Romanen, der politischen und wirtschaftlichen Journalistik da und dort, wie die Blume Portulak, Herz und Seele anklingende Lieder und Gedichte aus den spärlichen „Bieżi-Fugen" herausspriessen. Olga Brand zeigt uns, wo stilles Frauenwirken solche blaue Blüten hingestreut hat.

El. St.

Nervenschwäche und Hysterie, Krankheit oder Charakterdefekt? Von Dr. med. und phil. Bernhard Detmar, Bad Wörishofen, im Albert Müller Verlag A.-G. Rüschlikon/Zürich.

Ein erfahrener Nerven- und Naturheilarzt gibt aus 30jähriger Praxis heraus Aufschlüsse über die Erkennung und Behandlung von Neurasthenie und Hysterie, die für alle, die entweder an sich selber diese Leiden kennen, oder im Zusammenleben mit anderen oft mühsam nach dem rechten Weg und Hilfe suchen, wertvolle Aufschlüsse und Wegleitungen. Dies ist besonders wertvoll der Hysterie gegenüber, welche als Entartungserscheinung und Charakterdefekt im Gemeinschaftsleben mehr Unheil anrichtet, als man allgemein ahnt.

Radiosendungen für die Frauen

Montag, den 19. September, lassen sich um 14.00 Uhr „Berichte aus dem In- und Ausland" vernehmen. In der Sendung „Notiers und probiers", Donnerstag, den 22. September, gibt es auch für Sie, liebe Hörerin noch einige Ueberraschungen. Ein interessantes und ungewöhnliches Thema bietet „Die halbe Stunde der Frau", Freitag, den 23. September um 14.00 Uhr: M. E. Kähnert plaudert über „Frauenarbeit hinter Filmkulissen". Anschließend unterhält sich Elisabeth Thommen mit den Zuhörerinnen.

Redaktion:
Frau El Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstraße 68, Winterthur. Tel. 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt". Präsidentin: Fräulein Dr. E. Nägeli, Trollstraße 28, Winterthur

BAHNHOFBUFFET Zürich

Gröningers Dampfkochtopf
SECURO
spart: Arbeit, Zeit und Geld
für Gas und Elektrisch
sehr vorteilhaft im Preis
4 6 9 10 Liter
48.50 56.— 61.50 71.—
erhältlich in den einschlägigen Geschäften
Fabrikant:
Gröninger A.G., Binningen-Basel

Underwood
die bewährte
Portable
Miete - Umtausch
Teilzahlung
Generalvertreter:
Cäsar Muggli
Lintheschergasse 15
Zürich 1
Telephon 25 10 62

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Detektiv Lier
Streng diskret - Erstes Spezialbureau (offen alle Geheimnisse)
Tel. 23 29 18
Löwenstr. 56 b/Bahnhof
ZÜRICH 1
a. Detektiv d. Stadt Zürich u. Fremdenpolizei
38 Jahre Praxis

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
Talacker 16, ZÜRICH, Tel. (051) 23 66 06

Fünf Minuten für den Zimmerboden!
Im Blitztempo zugleich reinigen und wichsen können Sie mit dem Wundermittel Grafitol-Glanz.
Für die grosse Putzete aber braucht man zuerst das gewöhnliche Grafitol und dann zum dauerhaften Hochglanz die echte Bienenwachs-Bodenwichse Münster.
Drogerie Finsler im Meierhof AG
Zürich
Erhältlich auch in Ihrer Drogerie oder Ihrem Spezialgeschäft

Maruba Schaumbäder
Ein Jungbrunnen der Schönheit! Mit seinen feinsten ätherischen Oelen belebt und kräftigt das Maruba-Schaumbad den ganzen Organismus. Vor allem lässt es den sich täglich neu bildenden Körper-Talg, ein gefährlicher Feind Ihrer Schönheit, der die Haut grau, welk und fahlig erscheinen lässt.
Flaschen zu Fr. -.65, 3.15, 5.85 13.20 und 22.65 in Apotheken, Drogerien und bei Coiffeurs
Irgend ein Schaumbad ist noch lange kein MARUBA-Schaumbad

Feine Damenwäsche
Für Tag und Nacht
Pfister Wirz
RENNWEG ZÜRICH

Für mich ist nur das Beste gut genug!
Darum kauft s'Müeßi gern im
MERKUR
Chocolade · Biscuits · Bonbons

Rüegg-Nagel
PARKER
Bahnhofstr. 22 · Zürich

Das saisonmässige Sortiment aller Frischgemüse sowie Kartoffeln finden Sie in guten Qualitäten und zu vorteilhaften Preisen bei der
Verkaufszentrale VZG
der Gemüseproduzenten-Vereinigung des Kantons Zürich und benachbarter Gebiete
Zürich 5 / Quellenstraße 2 / Tel. 23 17 82
Zuverlässige Bedienung frei ins Haus

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BENTSCHI, SOHN
ZÜRICH

TELEPHON 3 46 86
TELEGRAMM-ADRESSE: BLUMENKRÄMER
Blumenkrämer
„Das Haus, das jeden zufriedenstellt"
ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 38

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs